



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrach-Elville.

1915. * Nr. 48.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Während des Essens fragte der Martin: „Holzerfranz, wo schaffet Ihr?“
„Bei der Eisenbahn!“
„Hab mir's denkt. Wie weit steht die Arbeit?“
„Handig geht's! Sollt einer net glauben! Heut in der Früh sind sie durch kommen mit'm Tunnel. Und bis zum Spätherbst soll schon die Bahn fahren. So hab' i g'hört.“

Die Schüsseln mit Brotsuppe und Kartoffeln waren leer. Die Magd leckte den Löffel ab und stand auf.

„Gret, du nimmst die Latern und gehst in Stall! Gibst wohl acht!“ sagte Martin befehlenden Tones. „Und Ihr, Holzerfranz, zieht mir die Schleusen hoch! So wird's gleich g'schafft sein!“

Die Magd tat, was ihr befohlen, und dachte: „'s hat ne Art und so hab' ich's sehr gern!“

Und die Lisbeth ging mit dem Holzerfranz zur Wajerschleuse.

Unterwegs sagte dieser: „Müllerin, 's ist ein ganzer Bauer, der Gurig! Aber fürs Holzgeschäft hat er, so scheint es, kein Trachten?“

Da lachte die Lisbeth auf:

„'s liegt ihm halt im Blut! — Lieber aufpflanzen, als einreißen! — Und ich bin's zufrieden!“

In wenigen Minuten ging ein Rattern durch den stillen Abend, daß die Spaken unter den Tannen erschreckt aufflogen. Und am frühesten Morgen, als schon ein grauer Nebel sich über den Mühlhof senkte, sprang ein kleines Kalb im Stall umher und schrie ängstlich in den jungen Tag hinein.

Die beiden Männer standen übernachtig im taufeuchten Hof und rieben sich den Schlaf aus den Augen.

„Marte, — mein Bub, der Fall, wird fortgehn, noch in dem Monat“, sagte der Holzerfranz, bevor er sein feingemahlen Korn aufnahm. „Und so möcht ich Euch halt bitten, ob Ihr ihn net wollt einstellen als Knecht? 's ist'n gattig's Mäntle und geht einem an die Hand. Er würd' mir bei Euch kein Undank eintragen, Müllermarte, so viel muß wahr sein!“

Der Martin war einverstanden. Er hätte ohnedies einen Knecht gebraucht zum Sommergeschäft.

„Er soll kommen! Gleich morgen kann er Handgeld kriegen, der Jakob! Und nun b'hüt Gott, Holzerfranz, und guten Weg!“

Es kam eine Zeit, in der die Lisbeth still und verträumt ihren kleinen Hausgeschäften nachging und mit der Magd Küche, Haus und Stallung in guten Stand brachte. Es blieb den beiden Frauen viel zu tun in Haus und Hof, während draußen der Martin mit dem jungen Knecht das Feld bearbeitete, pflügte, säte und eggte, zu gesundem, selbsttätigem Gedeihen. Längs der Mühle legte die

Lisbeth einen Gemüsegarten an und gerade unter den beiden Fenstern der Stube hatte sie einen kleinen Kestock eingepflanzt.

Mit besonderer Sorgfalt brachte sie ihm täglich Düng und Wasser. Es war ihr, als ob ihr ganzes Hoffen und Sehnen sich in diesen zwei kleinen weißgrünen Ranken verwirklichen sollte.

Einmal hatte der Martin gesagt: „Lisbeth, mir fehlt ein Gaul! Die kommende Woche ist Mosmarkt in der Stadt. — Es wird kein Fehl sein, ich geh’



Ein gutes Quartier. Nach einer Originalzeichnung von Th. Volz. (Mit Text.)

hin und schau mich um. 's Feld steht in vollem Saft. Wenn's Wetter mittut und unser Herrgott meint es gut mit uns, alsdann geht uns eine gute Frucht auf bis zum Herbst.“

Da sah ihn die Lisbeth an, so feltam und glücklich, daß er seine kräftigen Arme um ihre Schultern legen mußte und ihr mit seiner derben Hand die blonden Strähnen zärtlich aus dem

am ich die
t. „Ran,
ab, aber
rab. M.

amen ge-
Bitterrost,
geht er
e über.
Pflanzung
ge etwas
oben ge-
frühjahrs-
leben sehr
Krost hebt
im Früh-
Seplinge
gelhals in

blümchen,
Beilchen
nicht kön-
n Garten
lanzt, im
aufbewahrt
ar ab an
ster in ei-
nen Zim-
erden. Sie
bald ihre

utter der
am Abend
gehen aus
zum Satt-
sichlich sich,
e Sonnen-
ansfürner
eeren mit

ungefördert
bede daß
uten kann.

Störung.
mer — Heiß
— Elb
er — Leier
e — Eler
n — Wille
it — Elfe
elene.

Gauge be-
Aussehen.

eilliche diene;
it der Wiene.
ndera.

er t.

001.)



G H

ym: Steuer,

gegeben

Gesichte strich, erfüllt von einer inrigen Dantbarkeit: „Lisbeth — mein Weib!“

Die Mühle klapperte nur an bestimmten Tagen und tat ihre Pflicht nach Bedarf. Aber der Mühlbach eilte dahin und rauschte über das Steingeröll und kimmerte sich wenig um die Menschen und ihr Tun. Bald laut ausbrausend, bald in ruhigem plätschern dem Gleichmaß drängten die Wellen am Mühlhof vorbei, vorwärts ins Tal, in den Neckar und weiter, bis zum unergründlichen Meer. Und mit ihnen eilten die Wochen, tauschten die Jahre.

Hoch über der Brennermühle und dem kleinen Mühlbach erhob sich auf mächtigen Steinsäulen eine lange Brücke längs des Heinbodelberges. Darüber sauste mit taktmäßigem Geratter die Eisenbahn hinweg und mitten in den Berg hinein. Ober man hörte sie in kurzen Zeiten wieder aus dem großen Loch herausschnauben und zur Nachtzeit glich sie dann einem wildschauenden Drachen, der gierig nach Beute auszog und mit glühenden Augen sich über eine breite Richtung um den Heinbodel schlich.

Unten im Mühlhof, um zwei niedere Fenster des Wohnhauses, rankte ein blätterreicher Rebstock, lieblich, in grüner Jugendfrische, und am Mühlbach, dicht bei der Wasserschleuse, hochte ein kleiner dreijähriger Bub und ließ sich die Sonne auf sein lichtiges, goldblondes Haar scheinen. Nebenbei vergnügte er sich damit, kleine Holzstückchen in das klare Wasser zu werfen, die die Wellen dann eiligst forttrugen, und freute sich und rutschte ans Ufer, um ihnen nachzugucken, so lange, bis sie verschwunden waren und bis die Lisbeth, die unter dem Fenster beim Rebstock saß, einmal von ihrer Weizengarbeit aufschaute und ihn warnend anrief: „Gottfriedle, willst du gleich zurückgehen, du Strich, du! Gib acht, wenn das Heinbodelmännchen kommt und dich ins Wasser zieht, dann mußt ertrinken!“

Der Knabe kam eiligst auf die Mutter zugelaufen: „Oh, Mutter, wer ist das, — das Heinbodelmännchen?“

„Das mußt du dir vom Onkel Andresel erzählen lassen, Liebling. Weißt, der kennt die Geschichten besser als ich!“

„O ja!“ bestätigte der Kleine und setzte sich befriedigt zur Mutter. Aber bald sprang er wieder auf: „Der Vater kommt!“

Ein hochgeladener Heuwagen schwenkte gerade um die Ecke, bespannt von zwei kräftigen Pferden, einem Apfelschimmel und einer Fuchsstute.

„Bitte, bitte, reiten, auf'm Schimmel!“ schrie er seinem Vater entgegen.

Der Martin hob ihn hoch, küßte seinen blonden Schlingel und setzte ihn rittlings auf das Sattelpferd. Stolz und gravitätisch, wie ein junger Prinz, ritt der Gottfried in den Mühlhof ein.

Dann wurde der Wagen mit vielem anspornendem Geschrei und mit äußerster Kraftanstrengung der Pferde rückwärts in die große Scheune geschoben, die im Vorjahre als ein starkes rotglühendes Backsteingebäude neben dem Wohnhause errichtet wurde.

Der Martin hatte es sich angelegen sein lassen und aus dem etwas verwirtschafteten Brennermühlhofe in wenigen Jahren ein ansehnliches Bauerngut geschaffen. Er war ein guter Bauer geworden und dabei ein großes Kind geblieben.

Jetzt kam er auf die Lisbeth zugestürzt mit einer Hand voll Heu, das er vom Wagen nahm: „Lisbeth, schau dir das Heu an, so dörre und so schmackig! Und draußen steht's frisch — der Ake und der Samen. Und aufsteigen tut's aus'm Boden so g'fund und warm — wie frischbade'n Brot!“

Dann setzte er sich zu ihr, während der Knecht die Pferde ausschirrte, und erzählte ihr weiter vom Feld und Vieh und von der zu erwartenden Getreideernte.

Sie lebten ihre jungen Ehejahre in Glück und Zufriedenheit, der Martin und die Lisbeth. Das Glück stand leibhaftig vor ihnen in der kleinen Gestalt des Gottfriedle, das jetzt interessiert und wichtig dem Knecht zuschaute und mit den Händchen in seinen tiefen, mit Kieselsteinchen und Brotkrüme gestopften Hosentaschen wühlte. All ihre Sorge und Liebe galt diesem frischbadigen Bürschlein. Sein Wohlgebeihen machte ihre Zufriedenheit aus.

An diesem Abend kam auch der Deder-Andresel und mußte dem Gottfried die Geschichte vom Heinbodelmännchen erzählen. Die kleine Familie mit Knecht und Magd saß nach Feierabend auf einem Eichenstamm vor dem Brunnen. Der Gottfried kletterte dem Andresel auf die Knie und streichelte ihm schmeichelnd seine Bartstoppeln und quälte: „Bitte, bitte, lieber Onkel Annesel, die Geschicht vom Heinbodelmännchen, — bitte, bitte, Onkel Annesel!“

Und wer könnte diesem süßen Schmeichler widerstehen? Er begann: „Ja, mein liebs Gottfriedle, das sind jetzt gar viele, viele hundert Jahr her, da ist mal ein Spielmann vom Rhein gekommen und durchs ganze Schwabenländle zogen. Und weil er mit seinem richtigen Namen nur Heint hieß und obendrein noch einen krummen Rücken hatte, so daß er ganz buckelig ging, hat

man ihn überall den ‚Heinbodel‘ g'heißen. Das hätt' ihn nun wohl recht verdrossen, wenn ihm der liebe Gott für diesen leiblichen Fehler net hätt' ein gutes Herz gegeben und einen frohen Sinn und eine Fiedel, auf der er hatte spielen können so schön und so lustig, wie kein anderer im ganzen Land. Und die Leut' sind ihm nachgelaufen und haben sich g'freut über sein Spiel und wenn er hat nur seinen Geigenbogen ang'setzt, alsdann haben alle müssen tanzen vor lauter Vergnüglichkeit, so schön war's und so lustig.

Einmal ist er auch auf den Berg nauß'gewandert — siehst, grad dort nauß zu dem Wäldle, wo jetzt die Eisenbahn fährt — und hat g'lungen und g'spielt auf seiner Geig'! Jetzt, wie er so geht und singt, da sieht er auf einmal einen alten Mann daliegen, so zwischen den Lannen, grad unter einem Felsen. Und nun hat er denkt, da mußt hingehen. Und dann ist er hingangen zu ihm und hat gesehn, daß er voll Blut war. Und der alte Mann hat schon g'seuzt und g'jammert, daß meinem guten ‚Heinbodel‘ ein Erbarmen antommen ist und er ihm hat helfen wollen. Jetzt aber, wie er ihn hat wollen aufrichten, da hat er nur noch einen einzigen Laut von sich gegeben und ist ungs'fallen und wat maustot.

Im nämlichen Augenblick sind aber zwei Bauern des Wegs daherkommen und haben dem Geiger zug'schaut und haben sich einbildet, der Budlige hätte den anderen niederg'schlagen und wolke ihn jetzt austraben. Dann sind sie auf ihn zu und haben auf ihn dreing'haut und haben g'schrien: ‚Wart Halunke, dir wollen wir helfen bei deinem sauberen Handwerk!‘

Der ‚Heinbodel‘ ist so erschroden, daß er hat net g'wußt was tun, und ist ausg'rissen und davong'laufen. Aber die Bauern sind ihm nach, und auf ihr Schreien sind noch mehr dazukommen und da haben sie den Geiger geholt, so lange, bis er hat nimmer können und sie ihn eing'holt haben. Und dann haben sie ihn vor den Richter g'schleppt und weil er halt nur ein armer, buckeliger Schelm g'wesen ist und der Tote ein reicher, vornehmer Bürger aus der Stadt, da hat der Richter net viel, so herom oder so hinum' gemacht, sondern hat ang'setzt, daß der Geiger am anderen Morgen aufgehentt werden soll, droben auf'm Berg, genau an der Stell', wo der Nord' passiert ist.

Am andern Morgen sind dann viele Menschen zum Berg hinauf und haben den ‚Heinbodel‘ gebunden vor sich hertrieben.

Und wie er g'merkt hat, daß es ernst wird, hat den unglücklichen Spielmann all sein Frohsinn verlassen und er ist hingekniet und hat geseht: ‚Habt doch Erbarmen, — ich bin ja unschuldig!‘

Aber die Bauern wollten ihm nicht glauben. Sie packten ihn und schleppten ihn unter eine große Tanne grad beim Felsen und legten ihm den Strid um den Hals. Das Geigerchen schrie noch einmal aus Leibesträften:

„Weh euch, euer Herz ist härter als dieser Stein! Er wird zeugen für mich und meine Unschuld! Er wird weinen und Wasser geben, während euere Augen trocken bleiben...!“

Das Geigerchen wollte noch mehr schreien, aber der Hentersknecht zog schon den Strid an und knüpfte es auf.

Aber was geschah nun?! — Der ganze Berg fing an zu zittern und beben, und wie er so gewackelt hat, sprang der Fels mitten entzwei und aus dem Spalt sprudelte ein Quell so hell und silbrig wie der Mondschein. Und alle sind auf die Knie gefallen und haben gebetet:

„Herr, vergib uns, was wir haben gesündigt! Wir wollten Recht ausüben und haben schweres Unrecht getan!“

Dann haben die Leut' die Gloden in der ganzen Umgebung zusammenläuten lassen und haben das tote Geigerchen in ein großes, ehrenvolles Grab gelegt und haben den Berg ‚Heinbodel‘ g'heißen. Der Quell hat aber immer weiter springen müssen und hat die G'schicht vom unglücklichen Geigerchen durchs ganze Land tragen müssen, bald laut und bald wieder ganz heimlich. Und dabraus ist dann der Mühlbach geworden.

Aber heut noch, wenn's Wetter mal recht schön ist, steigt das Heinbodelmännchen aus seinem Grab und sitzt droben auf'm Felsen und singt und tanzt, daß alle Leut' in der ganzen Gegend sich freuen müssen. Aber die bösen Menschen müssen weinen, sobald sie nur den Mühlbach sehen. Und wenn es Nacht ist und der Mond scheint, dann geht das Heinbodelmännchen auf dem Wasser spazieren und singt und spielt auf seiner Geig' so lange, bis alle Leut' und alle Kinder brav eing'schlafen sind.“

Der Andresel war zu Ende und sah den kleinen Gottfried erwartungsvoll an.

„Oh, schön!“ quitierte dieser mit hochrottem Gesichtchen. Aber auch die Erwachsenen waren dem alten Erzähler sehr anhängig gefolgt und der Martin war dabei recht ernst geworden.

In der folgenden Nacht hörte die Lisbeth, wie der kleine Gottfried neben ihr aus seinem Bettchen sprang und sich leise zum Kammerfenster schlich. Hier stand er im Hemdchen und stellte sich auf die Zehen und guckte eifrig in den vorüberreisenden Mühlbach, in dem gerade der Mondschein spiegelte. Sie rief ihn an:

die A
Dann
Able
Morg
dreiß
einer
schier
Nam
in se
liche
bevo
geh
erzä
Soll
Kirc
Pal
Gim
Wer
auf
Ari
bra
soel
sint
des
zu:
Ed
die
der
nü
sch
ih
in
fan
G
jel
in
if
h
b
n
t

„Was gibt's denn, Gottfriedle? — Was machst du denn?“
 Da kam er zu ihr ins Bett geschlüpft und legte seine weichen Arme um ihren Hals und flüsterte geheimnisvoll:
 „s Heimbodelmännchen!“

Die Fabel vom Heimbodelmännchen war im Volksmund sehr bekannt und besonders in früherer Zeit viel verbreitet.

Am anderen Tag hatte der Hagmayerbauer ein Geschäft im „Hasenwinkel“ und kam auf dem Heimwege, gegen seinen Willen, in der Nähe des Brennermühlhofs.

Der harte Mann trug schwer am Leben und war in den letzten Jahren beinahe menschenschen und recht alt geworden. Während der Woche ging er mit fast ungesundem Eifer seinen Geschäften nach, aber er tat es freudlos und ohne besonderes Interesse. Die Feierstunden verbrachte er einsam und verbittert. Er kannte keine Sorgen und auch kein Lieben mehr, und das Leben schien ihm leer und fast unerträglich. Die Lisbeth hatte ihn noch zu Weihnachten durch die Magd warmes Unterzeug und Badewert ins Haus tragen lassen. Er hatte es kaum angelesen und achlos beiseite geschoben.

Und heute ging er am Heimbodel herunter und traf halbwegs beim Mühlbach einen kleinen Jungen, der ihn aus großen blauen Augen recht treuherzig und lebhaft anblinzelte und ihm schon aus einiger Entfernung entgegenrief: „Gro—o—o—vater!“

Der Hagmayerbauer überzeugte sich, daß der Bub allein war und ging auf ihn zu.

„Der Lisbeth ihrer“, dachte er und betrachtete lange das kleine Bäckchen, das so aufgeweckt vor ihm stand. Dann gab er ihm die Hand und fragte so freundlich wie möglich:

„Wie heißt du denn, kleiner Mann?“

„Ich? — Gottfried. Und du?“

„Ich heiß — auch — Gottfried!“

„O—ho—ho—ho!“ lachte der Knirps ungläubig.

Aber der Hagmayer war bewegt: „Gottfried heißt er! Nach mir! Nach dem Großvater. Mein Namen hat sie ihm geben! — Gottfried!“ — Dann fragte er weiter:

„Wo willst du denn hin, so allein im Wald?“

„Ich such' — — Großvater, hast du das Heimbodelmännchen sitzen sehn?“

„Nein!“ —

Der Kleine plauderte darauf los in seiner kindlichen Unbefangenheit. „Kennst du die schöne Geschichte vom Heimbodelmännchen?“

„Nein, Gottfriedle, die kenn' ich net.“

„Oh, du kennst net mal die Geschichte vom Heimbodelmännchen? — Soll ich dir's erzählen?“

„Ja, Gottfriedle, erzähl mir's!“

Dem alten Hagmayerbauer legte sich das herzige Kinderstimmchen warm ans Herz. Er führte den kleinen Gottfried an der Hand und ging mit ihm bergab.

„Also“, fing der Bub seine Geschichte an, „also, da war mal ein Geiger, der war budelig und hat schön spielen können — und ist ein guter Mensch gewesen — und die bösen Bauern haben ihn aufgehängt. — Und hat's doch gar nicht getan! Er hat den alten Mann gar nicht tolg'macht! Und — und da war der liebe Gott sehr erzürnt. Und der Berg hat gewadelt und dann ist'n Wasser aus'm Fels rausg'sprungen und — und das ist der Mühlbach. Und die bösen Menschen müssen weinen und das Heimbodelmännchen geht spazieren auf dem Wasser, wenn's Nacht ist und — und...“

Der kleine Gottfried sah plötzlich ganz erstaunt auf seinen Begleiter.

„Oh — Großvater, bist du denn — ein böser Mensch?“

„Warum denn, Gottfriedle?“

„Weil du weinen tuft?“

Wirklich standen dem Hagmayerbauer die Tränen in den Augen.

„Ich — weiß — net“, presste er heraus. Dann blinzelte er sich und küßte sein Entsetztes und drückte es an sich in bitterem, ausgebrochenem Schmerz, daß der Bub laut aufschrie:

„Au, du tuft mir weh!“

Dann ging er eilig durch die Tannen dem Dorfe zu, denn inzwischen waren sie beinahe im Mühlhose angelangt.

Der kleine Gottfried sprang nach Hause und erzählte seiner Mutter: „Ich hab' mit dem Großvater g'sprochen!“

Diese konnte sich nicht genug wundern und fragte ihn aus, wie er denn mit dem Großvater zusammengekommen sei und ob er ihn gekannt habe und was der Großvater mit ihm gesprochen habe.

„Er hat geweint“, sagte der Bub gleichmütig.

„Er hat — lieber Gott — er hat geweint!“

„Ja, und dann hat er mich geküßt!“ — und kleinlaut, etwas verächtlich, setzte der Schelm hinzu: „Du, aber das hat gekrabbt!“

Da konnte die Lisbeth nicht mehr an sich halten. Sie schloß ihren kleinen Liebling sitzend in ihre Arme und küßte und berzte

ihn mit echter Mutterliebe. Der Gottfried aber konnte sich gar nicht klar werden, womit er heute so viel Herzlichkeit verdient hätte und verlangte endlich nach einem Butterbrot.

„Es kommt ihm herb an, dem Vater“, dachte die Lisbeth den ganzen Tag, „sehr herb!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Lazarett.

Erzählung von Elisabeth Mieth. (Nachdruck verb.)

Freundlich sendet die Winterjonne ihre Strahlen durch die hohen Fenster des Meher Garnisonlazarett's, als wolle sie mit ihrem milden Schein Trost und Hoffnungsfreudigkeit in die Herzen der armen Verwundeten gießen. Soeben tritt der Geistliche an das Bett eines jungen Mannes, dessen hübsches, von dunklen Locken umrahmtes Antlitz einen finsternen Ausdruck trägt und nur zu deutlich verrät, daß trotzige, verzweiflungsvolle Gedanken sich hinter der bleichen Stirn verbergen.

„Haben Sie schwere Wunden aus dem Kampf davongetragen?“ fragt der Pfarrer, indem er sich mitleidig über das Lager neigt.

Statt aller Antwort schlägt der Angeredete die Decke zurück und weist nach der linken Schulter, an der statt des Armes ein kurzer, von einem Verband umhüllter Stumpf sichtbar wird.

„Sie Armer“, sagt der Geistliche teilnahmsvoll, „möge der Allmächtige Ihnen Trost senden in Ihrem großen Leid, Menschenworte vermögen es wohl nicht.“

„Nein“, höhnt der junge Soldat mit einem wilden Aufschluchzen, „mein Herz ist jedem Trost unzugänglich, nur Qual und Verzweiflung haben darin fürder Raum.“

„Sind Sie verheiratet?“ fragt der Pfarrer nach einer kleinen Pause, während welcher der Verwundete sich mit der gesunden Rechten die Tränen aus den Augen gewischt und alsdann wieder düster vor sich hinzustarren begonnen hat.

Der Krieger schüttelt das Haupt und stößt dann dumpf heraus: „Aber verlobt mit einem lieben Mädchen, und übers Jahr sollte die Hochzeit sein. Nun ist's vorbei mit dieser schönen Hoffnung, die mich angespornt hat daheim bei aller Arbeit und Mühe, deren ich mich nicht verdrießen ließ, um den verschuldeten Hof des Vaters in die Höhe zu bringen.“

„Aber warum, lieber Freund, geben Sie sich jetzt einer so düsteren Verzweiflung hin?“ fragte der Geistliche. „Meinen Sie etwa, daß die Liebe Ihrer Braut eine so wenig tiefgehende ist, daß sie bei dem Verlust Ihres Armes nicht standhalten wird? Wenn das der Fall sein sollte, so wäre sie ein sehr oberflächliches Mädchen und wahrlich nicht geeignet, einen braven Mann glücklich zu machen.“

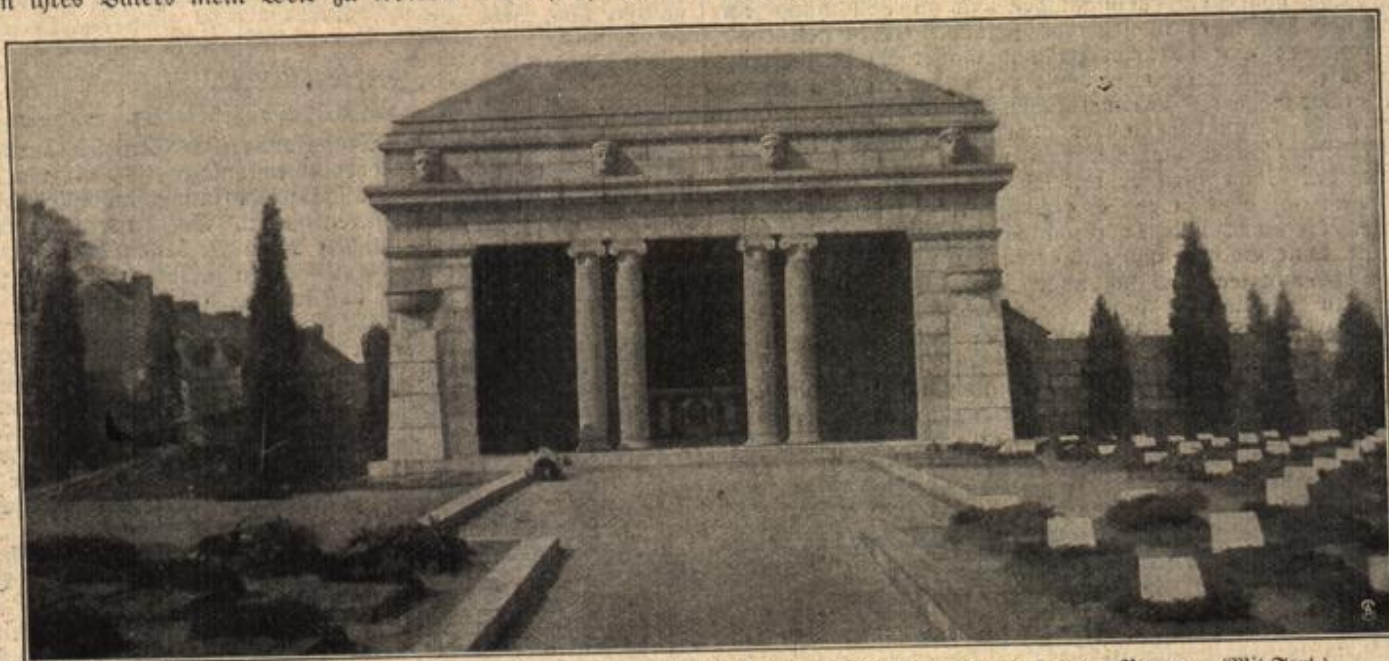
„Ach, das ist es nicht, Herr Pfarrer“, erwidert der Jüngling, während ein verklärender Glühschein über sein blaßes Gesicht zieht. „Die Elfe ist lieb und gut von Gemüth wie kaum eine zweite in unserm Dorf. Wenn sie erfährt, welch ein Unglück mich betroffen hat, wird sie nur mit um so größerer Liebe an mir hängen; aber was kann das helfen? Ihr Vater, der Lehrer in meinem Heimatdorf ist, hat nur dieses einzige Kind und wollte von jeher gar hoch mit ihr hinaus. Unsere Wirtschaft daheim aber ist arg vernachlässigt und nur ein paar kräftige, gesunde Arme wären imstande, sie in die Höhe zu bringen.“

„Wie kam es denn, daß Ihr Hof so heruntergewirtschaftet war?“ erkundigt sich der Pfarrer, welcher die Absicht hat, den jungen Mann zur Mithilfsamkeit zu veranlassen, um dadurch den starren Verzweiflungsbann, der die Seele des Bedauernswerten umfangen hält, ein wenig zu lösen. „Ist Ihr Vater tot oder war er längere Zeit krank?“

Der Vater,“ entgegnet der Angeredete, „ist Gott sei Dank wohlthun, leider aber besitzt er neben all seiner sonstigen Gutherzigkeit einen großen Fehler, er liebt den Alkohol und das Zusammensein mit frohen Gefährten im Wirtshaus. Wenn er angeheitert ist, kann er nie, indem etwas abschlagen und verleiht Geld, das er oft nicht wieder zu sehen bekommt. Außerdem vernachlässigte er seit dem Tode meiner Mutter unsere einstmalige prächtige Wirtschaft, an der er das Interesse verlor, je mehr dieselbe in Verfall geriet. Mich, sein einziges Kind, brachte er frühzeitig nach der Stadt auf die landwirtschaftliche Schule, denn sicher waren ihm meine vorwurfsvollen Blicke, wenn er angetrunken heimkam, lästig. Als ich die Schule verließ, kam ich zum Militär und so ahnte ich gar nicht, wie schlecht es mit meinem einigen Erbe stehe. Erst durch meine Braut erfuhr ich, daß ein Geldverleiher in der Stadt dem Vater seit Jahren mit der größten Bereitwilligkeit größere und kleinere Summen vorstreckte, jedenfalls in der Hoffnung, die Wirtschaft dadurch völlig in die Hände zu bekommen. O, wie habe ich in den zwei letzten Jahren daheim geschafft und gearbeitet und wie glücklich war ich, als ich kurz vor Ausbruch des Krieges eine kleine Hypothek zurückzahlen konnte. Nun freilich ist alle Mühe vergeblich gewesen! Unser Hof wird

unter den Hammer kommen oder in die Hände des Wucherers wandern; ein Krüppel vermag ihn nicht zu halten. Und die Elfe! — Sie ist eine viel zu gehorsame Tochter, um gegen den Willen ihres Vaters mein Weib zu werden. Und selbst wenn

er schweratmend hervor: „Bitte, Herr Pfarrer, wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ Bereitwillig nähert der Geistliche sein Ohr dem Munde des Bittenden, und nachdem derselbe ihm einige Worte zugeflüstert, neigt er während das Haupt. „Ich werde



Gedenthalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. (Mit Text.)

sie's wollte, ich nähme das Opfer von ihr nicht an. Wie könnte ich es zugeben, daß sie als Frau eines Krüppels in Armut ihr Leben verbrächte, wo sie jeden Tag die reichsten Bauernsöhne zu Freiern haben könnte in unserm Werblitz.“

„Werblitz!“ wiederholt eine dumpfe Stimme, die aus dem benachbarten Bett herüberdringt und den jungen Soldaten veranlaßt, den Kopf nach jener Seite zu wenden. Er überzeugt sich aber bald, daß der dort in den Kissen ruhende blondbärtige Krieger, der schon die Bierzig überschritten haben muß, ihm völlig fremd ist und jedenfalls nur mechanisch den Namen des Ortes nachgesprochen hat. Auch der Pfarrer ist, nachdem er teilnehmend die gesunde Rechte des jungen Einarmigen gedrückt, an das Lager des anderen getreten. Ein Blick in dessen Antlitz, sowie ein Zeichen des hinzutretenden Arztes sagen ihm, daß derselbe nur noch kurze Zeit zu leben hat.

„Kann ich nicht irgend etwas für Sie tun, mein Freund?“ fragt er sanft, „vielleicht Ihre Verwandten durch ein Telegramm veranlassen, zu Ihnen zu kommen?“

„Das tut nicht not, ich stehe ganz allein im Leben,“ entgegnet matten Tons der Schwerverwundete, doch dann setzt er hastig mit Anstrengung hinzu: „Bitte, Herr Pfarrer, wie ist der Name meines Nebenmannes?“

Der Geistliche überfliegt mit schnellem Blick die über dem Bett des jungen Soldaten hängende Tafel und liest: „Bissegelwibel Wilhelm Adler aus Werblitz bei Soldin.“ — Der Krieger nickt und scheint in Gedanken zu sagen: „Er ist es“. Dann stößt

selbst gehen, um Ihren Auftrag auszuführen, lieber Freund“, sagt er, indem er seinen Hut ergreift und eiligst der Tür zuschreitet; er sieht wohl, daß dem Verwundeten nicht mehr viel Zeit auf Erden übrig bleibt. Dieser schaut ihm mit dankbarem Blick nach, dann schließt er die Augen. Seine Gedanken wandern zurück in die Vergangenheit, aus der plötzlich Bild um Bild, klar und deutlich, als gehöre es der Gegenwart an, an seinem Geist vorüberzuziehen beginnt.

Er sieht sich wieder als jungen, fröhlichen Burschen, sein Liebchen, die blonde Anna, im Arme halten; die gleich ihm bei dem reichen Bauer Adler in Werblitz, dem Großvater des jetzt hier neben ihm im Lazarett ruhenden jungen Mannes im Dienste stand.

Die Seele des Kranken müht sich, das Bild, das so viel Glück in sich birgt, festzuhalten, aber es zieht vorüber, um einem andern Platz zu machen.

Als Soldat in einer fernern Garnison stehend, findet er sich wieder, wie er freudigen Herzens dem Briefträger einen Brief abnimmt, der die trübseligen, ungelenteten Schriftzüge seiner Liebsten auf der Adresse trägt. Nahezu zwei Jahre waren seit seinem Abschied von der Heimat verfloßen und die Zeit nahte, da er den bunten Rod würde ausziehen können.

Wie hatte sein Herz jubelt beim Gedanken an das Wiedersehen mit der

Anna, die er nun vielleicht bald als sein junges Weib würde heimführen können. Vermögen hatte zwar keines von ihnen, aber zur Anschaffung eines bescheidenen Hausrats mochte das beiderseitige, mühsam Ersparte wohl ausreichen. Sie hatte in



Relief in der Gedenthalle zu Namur, vom Bildhauer Walter Zahnen.



Frau Oberst Bohny,
Gemahlin des Chefarztes des schweizerischen Roten Kreuzes. (Mit Text.)
Oberst Bohny,
Chefarzt des schweizerischen roten Kreuzes. Hofphot. Rob. Spreng.

lehter Zeit seltener geschrieben und einmal vor Monaten durchbliden lassen, daß der Sohn ihres Dienstherrn, der künftige Hof-erbe, ein Auge auf sie geworfen zu haben schien. Er, der Hannes, hatte dazu gelacht, denn er kannte sein Lieb. Tugendhaft war sie und klug zugleich, die würde sich nicht von so einem Herrensohn an der Nase herumführen lassen. Und an eine Heirat mit ihr konnte der ja niemals denken, das hätte sein stolzer Vater, der Adlerhofbauer, nicht gelitten. Nein, trübe Gedanken hatte ihm die Andeutung der Anna nicht verursacht, auch das lange Ausbleiben ihres letzten Briefes war ihm nicht verdächtig erschienen.



General von Adweß,
Feldherr von Belgrad.

Voll Ungeduld erwartet hatte er allerdings ihre Nachricht und vergnüglich mit dem Lieben begonnen, als sie ihm der Postbote eingehändigt. Aber schon bei den ersten Zeilen, die der Brief enthielt, hatten sich seine Gesichtszüge

wird hinweggedrängt durch ein Stechen und Wühlen in der wunden Brust, das ihn an das Ende alles irdischen Denkens und Wollens gemahnt. Ein neues Bild entsteht vor dem seelischen Auge des Kranken. Fern von seiner früheren Heimat, auf einem Bauerngut in Hinterpommern beim Großhofel seines verstorbenen Vaters, der seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren und ihn, den Neffen, zu sich gerufen hatte, führt er in treuer Arbeit und Pflichterfüllung unter den Augen des alten Mannes ein ernstes, stilles Leben. Es war ihm schnell gelungen, das Vertrauen des Onkels zu gewinnen, und als derselbe starb, setzte er ihn zum Erben seiner hübschen Wirtschaft ein. Mit einem Schlage war der arme Knecht zum wohlhabenden Bauern geworden, dessen Acker- und Viehstand sich wohl messen konnten mit demjenigen seines einstigen Herrn in der Heimat, des reichen Adlerbauern.



Ausschlagjante im Waldlager. (Mit Text.)

Aber in seiner Seele wollte doch niemals ein richtiges Freuen aufkommen über den schönen Besitz, es war, als habe damals der Treubruch seiner Anna in ihm die Fähigkeit des Glücklichseins getötet für alle Zeit. Um die Frauen kümmerte er sich nicht mehr. Statt der Liebesgedanken fanden jetzt nur noch Haß und Groll Raum in seiner Brust; der heiße Wunsch, Rache zu üben an dem Räuber seines Glüdes, verzehrte ihn. Er nahm seine Mutter, die noch immer als arme Tagelöhnerswitwe in Werblitz gewohnt hatte, zu sich und arbeitete und sparte mit ihr gemeinsam, als gelte es um jeden Preis ein großes Vermögen zusam-



Oberst von Treslow,
der Kommandant der Stadt Wilna.

verjinstert und als er ihn zu Ende gelesen, war ihm das Blut siedendheiß vor Zorn in die Schläfen gestiegen. Die Anna teilte ihm kurz und bündig mit, daß der alte Adlerbauer nach kurzem Krankenlager gestorben sei und sein einziger Sohn sie, die einfache Magd, zur Herrin seines Hofes machen wolle. Natürlich würde es ihr schwer, ihm, dem Hannes, abschreiben zu müssen, aber das viele Geld, die prächtige Wirtschaft seien doch gar zu verlockend. Noch jetzt, bei der bloßen Erinnerung, will den Verwundeten ein tiefer Groll überkommen, aber er



Shipperparade auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

menzuraffen. Er hatte erfahren, daß die Anna nach zweijähriger Ehe bei der Geburt eines Kindes gestorben war, aber das hatte seinen Haß gegen den einstigen Rivalen nicht gemildert. Als er dann gehört, daß dieser sich einem liebedürftigen Leben ergeben, den Hof vernachlässigte und angefangen hatte, Schulden zu machen, war in ihm der Wunsch aufgestiegen, den einstigen reichen Bauern, der durch sein Geld den Sieg über ihn beim Besitz der Anna davongetragen, von seinem Erbe zu vertreiben. Ganz systematisch war er zu Werke gegangen bei der Verwirklichung dieses Wunsches. Er hatte sich hinter einen Wucherer des Nachbarortes von Werblitz, der als Halsabschneider bekannt war, gesetzt, und diesen beauftragt, durch bereitwillige Vorschüsse den leichtsinnigen Bauern zu veranlassen, immer größere Summen bei ihm zu entlehnen. So war eine Hypothek nach der andern auf den Hof eingetragen worden, auf dem die Knechte nach Belieben schalteten, stahlen und vieles verkommen ließen, während ihr Herr im Wirtshaus zechte oder im Bett seinen Rausch ausschließ. Allmählich war er, der Hannes, der Erfüllung seines Wunsches immer näher gerückt, bis der Wucherer ihm eines Tages mitteilte, daß der Sohn des Bauern, ein fleißiger, ordentlicher Mensch, vom Militär zurückgekommen sei und mit aller Kraft sich bemühe, die verlassene Wirtschaft in Ordnung zu bringen. Anstatt neue Schulden zu machen, hatte der Adlerbauer infolge der Bemühungen seines Sohnes nach zwei Jahren eine kleine Hypothek zurückzahlen können, und nun schien es dort weiter vorwärts zu gehen. Beim Lesen dieser Nachricht hatte er ärgerlich mit dem Fuße gestampft über das augenscheinliche Mißlingen seines Planes. Wenn der junge Adler so weiter wirtschaftete, gelang es ihm am Ende doch noch, den Hof zu eigen zu behalten, nach dem er, der Hannes, schon die Hand ausgestreckt hielt. Freilich, der Jüngling war der Sohn der Anna und mochte von ihr wohl den Fleiß und die Sparsamkeit überkommen haben; ein solches Erbeil hält besser vor als Geld und Gut. Aber der Hof sollte dem alten Adler trotzdem nicht erhalten bleiben, schwor sich der Hannes. Er wollte gerade den Geldgeber beauftragen, sämtliche Hypotheken auf Adlershof zu kündigen, um den Bauern dadurch zu zwingen, einen noch höheren Zinsfuß zu zahlen, als der Krieg ausbrach. Wenige Tage vor seinem Auszug ins Feld hatte der Hannes den Schmerz, seine alte Mutter begraben zu müssen und dadurch zerriß das letzte Band, das ihn noch mit weichen Gefühlen zu den Menschen zog. Nun konnten Haß und Groll sich immer weiter in seinem Herzen ausbreiten, waren es doch hinfort die einzigen Gäfte, die dasselbe beherrschte. Mit heimlichem Triumph hatte er daran gedacht, daß der junge Adlerbauer nun auch gezwungen wäre, den Arbeitsfittel mit dem Soldatenrock zu vertauschen und dadurch höchst wahrscheinlich die Früchte seines Fleißes einbüßen würde. Er selbst, der Hannes Reichelt, konnte ruhigen Herzens seinen Hof verlassen, denn der alte treue Hofmeister, der schon zu des Großvaters Zeit dort gewesen, würde in seinem Sinne weiter wirtschaften.

Und weiter wandern die Gedanken des Verwundeten: er sieht sich auf dem Schlachtfeld im Regentropfen, dem Tod ins Antlitz schauend, ohne Furcht und Zagen. „Wenn ich falle, was schadet's? Niemand trauert um mich“, das waren seine Gedanken beim Donner der Geschütze, beim Niederstinken der Kameraden rund um ihn herum. Ihn schien es verschonen zu wollen das prasselnde Gewehrfeuer, und kalten Auges, mit sicherer Hand, sandte er selbst Kugel auf Kugel hinüber zu den Gegnern.

Dann findet er eine Lücke in seinen Erinnerungen. Er hatte den Tod, einen schnellen, glücklichen Soldatentod, durch eine Kugel, die das Herz oder eine Schlagader durchbohrt, nicht gefürchtet. Aber der war ihm nicht beschieden worden. In einer strauchbedeckten Erdvertiefung des Waldberges, längs dessen Rand sich der Kampf hingezogen hatte, schlug er nach längerer Bewußtlosigkeit die Augen wieder auf. Er fühlte an einem wahnwitzigen Schmerz in der rechten Brust, daß er verwundet war. Unfähig, sich zu bewegen, schaute er empor zum dunklen Nachthimmel, an dem die Sterne glänzten, während ringsumher tiefe Stille herrschte. Der Kampf war also zu Ende und er selbst mußte entweder für tot gehalten oder aber in seiner grabähnlichen Vertiefung nicht aufgefunden worden sein. Sollte er hier hilflos verenden unter den rasenden Schmerzen und dem qualvollen Durst, den der große Blutverlust hervorgerufen hatte? Er versuchte zu rufen, aber nur ein ächzender Laut drang aus seiner ausgetrockneten Kehle. Und nun kam etwas, das er bisher nie gekannt, trotz näher und näher, und krampfte sich mit Eisenfingern um sein Herz, es war die Angst, die Angst vor qualvollem Leiden in dieser menschenleeren Einsamkeit.

War denn niemand da, der ihn hören, ihm helfen konnte? Seine Blicke schweiften durch die kahlen Äste der Bäume hinauf zum sternbesäten Nachthimmel. Ach, das Beten hatte er verlernt seit seiner Jünglingszeit, und der verloren gegangene Glaube an Gott war selbst am Vorabend der blutigen Schlachten oder im

Regentropfen nicht wieder in sein Herz gezogen. „Mit dem Leben ist alles aus“, hatte er gedacht und allzuviel lag ihm nicht daran.

Jetzt in der höchsten Not, der völligen Verlassenheit, kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn dort über den Sternen dennoch ein höheres Wesen wäre, das auch in dieses Waldesdickicht hineinblickt und Mitleid mit meiner trostlosen Lage hätte?“

„Lieber Gott, hilf mir“, flüchelte er matt und dann lauschte er atemlos, ob nicht ein Wunder geschähe, vielleicht ein Engel vom Himmel herniederschwebte, um seine verdurstenden Lippen zu nagen und die brennenden Wunden zu kühlen.

Da horch, ein leises Knistern und Knacken des dünnen Reifigs auf dem Waldboden, ein Schnaufen und Schnüffeln, dem ein knurrendes Bellen folgte. „Der Sanitätshund unserer Truppe“, schloß es ihm durch den Kopf. Beim Schein einer Blendlaterne sah er zwei Männergestalten auf sich zukommen, fühlte er sich emporgehoben, sanft auf eine Bahre gebettet und davongetragen.

Nun liegt er weich und warm im sauberen Bett des Lazarets, seine Wunden sind verbunden, der brennende Durst gestillt, aber im Herzen drinnen wühlen und nagen qualvolle Gedanken. Die fast augenblickliche Gebetserhörung dort draußen im Walde hatte ihm gezeigt, daß der alte Kinderglaube dennoch der rechte war, daß es einen Gott gibt, der sich liebevoll der Verlassenen erbarmt, wenn ihr heißes Flehen zu seinem Thron empordringt. Aber zugleich hatte er auch erkannt, wie unwert er der göttlichen Hilfe gewesen, die ihm in seiner Not zuteil geworden, wie weit er sich in den vergangenen Jahren entfernt hatte von dem schmalen Wege und der engen Pforte, die zum ewigen Leben führen. An der ernsten Miene des Arztes und seinem eigenen schlechten Befinden merkt er, daß seine Stunden gezählt sind. Nun liegt, unermesslich an Zeit, wie der Weltraum an Ausdehnung, die lange, lange Ewigkeit vor ihm, im Vergleich zu der das ganze Erdenleben nur ein Hauch, ein einziger kurzer Augenblick ist. Er hatte als Knabe in seiner Heimat, außen an der Tür, die ins Studierzimmer des Pfarrers führte, eine Tafel gesehen, auf der nur die wenigen Worte gedruckt waren: „Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?“ Die Frage war damals in seinem Gedächtnis haften geblieben, später aber durch andere, die das materielle Leben betrafen und ihm wichtiger erschienen waren, verdrängt worden; nun taucht sie plötzlich wieder vor ihm auf, ernst und drohend. Er fühlt es gut Schreden, daß die bösen Nachgedanken, die sich wie ein dunkler, reißender Strom durch sein bisheriges Leben gezogen, alle bessern Gefühle mit sich fortgeschwemmt hatten, daß er eine Sünde, eine himmelschreiende Sünde begangen, als er durch die bereitwilligen, von den Wucherern in seinem Auftrage gegebenen Vorschüsse dem haltlosen Leben seines einstigen Nebenbuhlers Vorschub geleistet hatte, in der Absicht, denselben zugrunde zu richten. Mitten hinein in diese verzweiflungsvollen Gedanken war plötzlich aus dem benachbarten Bett das Wort „Werblitz“, der Name seines Heimatortes und desjenigen seines einstigen Feindes an sein Ohr gedrungen. Er hatte der Erzählung des jungen Mannes voll Spannung gelauscht und sich schließlich durch die an den Geistlichen gerichtete Frage überzeugt, daß der Zufall oder eine Fügung des Himmels ihn hier Seite an Seite mit dem Sohne desjenigen gebettet, den zu verderben er sich zum Ziel seines Strebens gemacht hatte.

Gott sei Dank, daß er noch Zeit und Gelegenheit fand, einen Teil des begangenen Unrechts gut zu machen.

„Der Herr Pfarrer ist soeben mit dem Herrn Notar zurückgekehrt, wir werden Ihr Bett zu ihm in den Nebentraum rollen, damit Sie ungestört sind“, tönt die Stimme des Krankenwärters an das Ohr des Verwundeten, der mit einem erleichterten Aufatmen das Haupt neigt.

Einige Wochen sind vergangen. Am Fenster eines Eisenbahnabteils dritter Klasse steht der junge Adlerbauer und schaut voll freudiger Erwartung dem dahinrollenden Zuge voraus, der Heimat entgegen, in der treue Liebe ihn erwartet.

Er hatte damals im Lazarett, sobald er instande gewesen, die Feder zu halten, seiner Braut von dem Verlust des Armes Mitteilung gemacht und sie voll Schmerz und Trauer gebeten, die Verlobung mit ihm als gelöst zu betrachten. Als Antwort hatte das geliebte Mädchen ihm geschrieben, daß das Unglück, welches ihn betroffen, sie trotz seines Verzichtes und der Gegenversprechungen des Vaters nicht abhalten würde, sein Weib zu werden, sondern sie nur noch fester mit ihm verbinde. Mit einem Gefühl freudiger Behmut hatte er den Brief wieder und wieder gelesen, ohne jedoch dadurch in seinem entschlossenen Entschluß wankend geworden zu sein. Auch der tröstende Zuspruch des Pfarrers hatte nicht vermocht, seine trüben Gedanken zu bannen. Da war er eines Tages zu dem Notar gerufen worden, in dessen Zimmer sich auch der Feldgeistliche befunden hatte. Aus dem versiegelten Schreiben, das der junge Mann aus der Hand des Notars empfangen und auf dessen Geheiß geöffnet hatte, war ihm

die Mitteilung geworden, daß der verstorbene Bauernhofbesitzer Hannes Reichelt aus Naddab, ihn, den Vizefeldwebel Wilhelm Adler aus Werblitz, zum alleinigen Erben seines vierhundert Morgen großen Bauerngutes und eines Barvermögens von dreißigtausend Mark eingesetzt habe. Anfänglich hatte er an einen Irrtum, eine Verwechslung geglaubt, denn es war doch schier unmöglich, daß ein Mann, den er nie gekannt, ja dessen Namen er nicht einmal zuvor gehört, ihn in so edelmüthiger Weise in seinem Testament bedachte. Als er aber dann von dem Geistlichen vernommen, daß alles in Richtigkeit wäre, daß seine Mutter, bevor sie die Adlerbäuerin geworden, die Braut des Erblassers gewesen, wie dieser ihm vor seinem Scheiden aus dieser Welt erzählt, da hatte sich ein unaussprechliches Glücksgefühl des jungen Soldaten bemächtigt. Sein erster Gang hatte ihn nach dem Kirchhof, zu dem Grabe seines Wohlthäters geführt, wo er einen Palmenzweig niedergelegt und ein inniges Dankgebet zum Himmel geschickt hatte.

Jetzt ertönt der langgezogene Pfiff der Lokomotive, die Station Werblitz ist erreicht. Eine große Schar der Dorfbewohner hat sich auf dem Bahnhof versammelt, um den heimkehrenden jungen Krieger in der Heimat zu begrüßen. Allen voran eilt ein schlankes, braunäugiges Mädchen an das Coupé, dessen Thür ihr Liebster soeben öffnet. Schluchzend vor Glück und Wiedersehensfreude sinkt sie an seine Brust, und während ihre Hand liebevoll über die des Armes beraubte Schulter streicht, flüstert sie dem Verlobten zu: „Wie gut, daß nur der Arm und nicht du selbst auf dem Schlachtfeld geblieben.“

Ähnliches sagt auch ihr Vater, der jetzt völlig beruhigt ist über die Zukunft seiner Tochter an der Seite des reichen Hofbesitzer.

Und dann eilt der junge Bauer auf seinen eignen Vater zu, der zwar etwas zitterig und verkommen aussehend, aber doch müttern und erfüllt von Wiedersehensfreude ihn in die Arme schließt. „Nun wird alles gut werden, Vater,“ sagt er, liebevoll ihm ins Auge schauend, „die Elfe wird uns ein Heim schaffen, in dem du dich behaglich fühlst und keine drückende Schuldenlast kann dich mehr ins Wirtshaus treiben.“

Als der junge Bauer am andern Tage seine Braut und deren Eltern über die Schwelle seines Vaterhauses führt, in dem er jetzt ohne Sorgen wird schalten und walten können, da zieht es in heißer Dankbarkeit durch seine Seele:

Der Herr hat alles wohl gemacht,
Ihm sei Lob und Preis.“

Andreastag.

Zum 30. November. — Von Siegfried Penz.

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag im Monat November ist dem heiligen Andreas gewidmet, dem Schutzpatron der Ehe. Kein anderer Tag ist für die jungen Mädchen so bedeutungsvoll wie dieser, an dem das Orakel befragt, wer der Zukünftige sein wird. In den Städten hat der Andreastag ja viel von seiner Bedeutung verloren; man betrachtet ihn mehr als einen Tag fröhlicher Kurzweil im Familien- oder Bekanntenkreise. Aber die Landbevölkerung hält treu an den alten Sitten und Gebräuchen fest.

„Ach lieber, heiliger Andreas mein,
Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten mein.
Laß mir'n erscheinen in dem Habit,
In dem er mit mir zum Altar tritt!“

So beten am Andreastag die Mädchen in den Dörfern, die sich nach dem süßen Joch der Ehe sehnen. Oder sie beten auch so:

„Andreas, heiliger Schutzpatron, hör mich, gib mir einen Mann,
Und laß mich im Traume sehn, ob er häßlich oder schön,
Ob er geistlich oder weltlich, ob er jung ist oder altlich.
Heiliger Andreas seh mir bei, daß ich's seh' im Kontersei.“

Ja nicht vergessen darf das junge Mädchen, nach beendetem Gebet die Arme über der Brust zu kreuzen und mit der großen Zehe des rechten Fußes dreimal an das Holz des unteren Bettendes zu klopfen! Der, von dem sie dann träumt, wird bestimmt ihr Mann. Überhaupt geht jeder Traum der Andreasnacht in Erfüllung. Wie abergläubisch das Landvolk hierbei ist, zeigt die in der Mark Brandenburg übliche Sitte, um Mitternacht in der Mitte des Zimmers einen Tisch zu decken, auf den zwei brennende Kerzen und zwischen beiden ein Glas Wasser und ein Glas Wein gestellt werden. Vor jedes Glas kommt außerdem ein Stück Brot und ein Messer. Klugs versteckt sich nun das junge Mädchen und wartet auf den Bräutigam, dessen Geist nun im Zimmer erscheinen soll. Trinkt er vom Wein, so ist er ein reicher Mann; wenn er aber Wasser trinkt, so ist er ein armer Echluder und die Ehe mit ihm bringt Sorgen und Mühe. Da freilich Geister nicht einmal in der Andreasnacht auf Erden umherwandeln, so muß das heiratslustige Mädchen im nächsten Jahre wieder das Orakel befragen, falls nicht inzwischen ein Freiersmann an ihrer Thür

angelockt hat. Wer um Mitternacht in den Hühnerstall schleicht, kann übrigens auch die Zukunft erfahren: Gadert die Henne, so heißt es, noch ein Jahr warten; wenn aber der Hahn gadert, dann dauert's nicht mehr lange bis zur Trauung.

Fast jede Provinz hat ihre besonderen Andreassprüchelein und eigene Andreastagstitten. In Ostpreußen legt sich das junge Mädchen Haserförmner und Leinsamen unter das Kopfkissen. Sie spricht dabei:

„Haser und Lein, ich säe dich, Heil'ger Andreas, ich flehe dich,
Lasse im Traum erscheinen Mir den Liebsten meinen.“

Auch kann, wer nachts zum Dorfbach geht, das Bild des Zukünftigen in Wasserpiegel schauen; natürlich muß die Nacht klar und hell sein. Zeigt sich trotzdem kein Bild, so ist es mit der Heirat vorläufig Eßig.

Manche der am Andreastag gepflegten Sitten und Orakelfragen werden am Silvesterabend wiederholt. Dazu gehört das Bleigießen, das Schuhwerfen nach der Thür und ebenso das Werfen von Apfelschalen, die den Anfangsbuchstaben von des Zukünftigen Vornamen nennen sollen. Sehr hübsch ist auch der Brauch, Ruchschalen mit kleinen Lichtchen im Wasser schwimmen zu lassen. Man nimmt dazu doppelt so viel Ruchschalen als Mädchen anwesend sind, die Hälfte mit Lichtchen, die andere Hälfte ohne. Die letzteren bedeuten die Mädchen und werden zuerst aufs Wasser gelegt. Dann erst läßt man die mit Lichtchen versehenen Ruchschalen schwimmen, und aller Augen wachen eifrig darüber, ob sich der Bräutigam dem jungen Mädchen nähert. Schwimmen die Ruchschalen nebeneinander, so gibt es im nächsten Jahre Hochzeit.

Im sächsischen Erzgebirge schreiben die jungen Mädchen auf vierundzwanzig Blättchen die Buchstaben des Alphabets und legen diese in einen Strumpf, der unter das Kopfkissen kommt. Das erste Blatt, das man am nächsten Morgen herausnimmt, sagt den Anfangsbuchstaben des ersehnten Bräutigams. Wer aber rascher Bescheid haben will, der schreibt jeden einzelnen Buchstaben auf ein Stück Löschpapier und wirft das ganze Alphabet — ins Wasser. Der zuerst untertauchende Buchstabe gibt den Namen des Freiers mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens an.

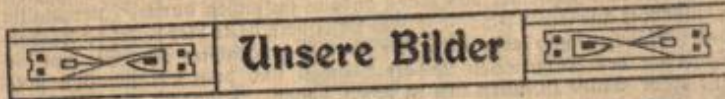
Einer gewissen Poesie entbehrt nicht das sogenannte „Baumschütteln“. Man kennt es im Erzgebirge, ebenso auch in der Niederlausitz. Aber man schüttelt nicht nur den Baum, sondern schüttelt auch die Wäscheleine oder rüttelt am Baum und sagt dabei sein Sprüchlein her. Bei jedem dieser Orakelsprüche muß aber eine Antwort erfolgen, und die soll in diesem Falle der Haushund oder der Haushahn mitteilen. Ist das Hundegebell sehr nahe, so wohnt der Bräutigam im Dorfe. Erfolgt kein Gebell oder Hahnenruf, so muß sich die Fragestellerin noch ein Jahr vertragen, dann nützt alles Schütteln nichts. Will die Braut wissen, wie lange es noch mit der Hochzeit dauert, so hat sie nur nötig, ein Stück Holz zu stehlen und es über einen Baum zu werfen. Nachbars Hund wird schon daraufhin bellen. So oft er bellt, so viele Jahre muß mit der Heirat noch gewartet werden.

Eine der schönsten Sitten herrscht in den Karpathen der Bukowina. Dort tragen die jungen Mädchen mit würzigen Kräutern gemischtes Wasser in den Richturm hinauf und reinigen damit um Mitternacht die Glocken. Sie sagen dabei: „Möge der Ruf meiner Sittsamkeit und Häuslichkeit weithin erschallen wie Blodenton!“

Bausgärtlein im Spätherbst.

Unkrotete Rüben, Kohl und Möhren
An des Gärtleins ausgetretenen Lehren.
Bohnenranken, angewellte Schoten,
Hier am Baum dem Nachtreif freigeboten.
Einzig noch die Aker steht im Staate
Drüben in dem Sattgrün der Salate.
Stolzer doch aus schwarzer Beete Krume
Debt vom Wegsaum sich die Sonnenblume.
Schwurrend in des Schlafbehagens Banne,
Eine Kasse liegt dort in der Sonne.
Kesseln, Kletten rings an Baum und Ede,
Dort am Fenster Balsaminentüde.
Frommer Glanz von traulich stillen Bohnen
In das kleine Gärtlein ist verponnen.

Christian Wagner, Wormsheim.



Ein gutes Quartier. So sind sie mitten im fremden Land die braven Feldgrauen. Die blutige Arbeit ist getan, der Gegner zurückgeschlagen. Nun winkt der wohlverdiente Lohn: Die Truppen rücken zur Rast ins Quartier. Meist sind sie so keine willkommenen Gäste, obgleich sie durchaus nicht als Barbaren auftreten, aber ab und zu trifft sich's doch, daß die

Bäuerin vernünftig genug ist, die Dinge zu nehmen wie sie sind. Das mag wohl auch bei der Dorfchönen auf unserem Bild der Fall sein. Sie hat sogar sichtlich Gefallen an ihrer Einquartierung, denn sie zeigt sich ihr von der lebenswürdigsten Seite. Dem Feldgrauen scheint das sehr zu behagen. Es betrachtet seine hübsche Wirtin, die ihm so anmutig und dabei ein wenig kokett zulächelt, mit wohlgefälligen Blicken, die aber zum Teil wohl auch dem in der Pfanne schmorenden Ferkelchen gelten, das die Bäuerin in richtigem Verständnis für die Bedürfnisse hungriger Krieger gar kunstgerecht zubereitet. Und so würzig, so verlockend ist der Geruch, der dem seltenen Lederbissen entströmt, daß die beiden Kameraden des Feldgrauen mit vergnügten Gesichtern herbeieilen und das Gotteswunder — nämlich den für sie bestimmten Festbraten und die dralle Schöne — ankaufen. Hier braucht's wahrlich kein: Parlez-vous français? Parlez-vous allemand? Das „Lied ohne Worte“, das so lieblich in der Pfanne brodelt, und das sonnige Lächeln der hübschen Französin sagen den braven Feldgrauen deutlicher als alle Sprachen der Welt, daß sie in ein „gutes Quartier“ geraten sind. W. W.

Gedächtnis zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. Auf dem Friedhofe der Festung Namur hat man zu Ehren der bei der Eroberung Namurs gefallenen Helden eine Gedächtnis errichtet, die als solche größeren bildnerischen Schmuck zuließ und dem schöpferischen Geist des Künstlers eine freiere Entwicklung gestattete.

Frau Oberst Bohnh, Gemahlin des Chirurgen des schweizerischen Roten Kreuzes. Sie steht schon seit vielen Jahren im Dienste des Roten Kreuzes und wirkt seit Beginn des Weltkrieges an der Seite ihres Mannes besonders auf dem Gebiete des Austausches der Schwerverwundeten.

Oberst Bohnh, Chirurgen des schweizerischen Roten Kreuzes, der seit Beginn der Mobilmachung die Leitung des Roten Kreuzes in Händen hat; er hat sich besonders durch den Austausch der Schwerverwundeten Deutschen und Franzosen große Verdienste erworben.

Anschlagssäule im Waldlager. Wenn die Feldgrauen im Osten etwas vermiffen, so sind es Nachrichten und Lebens- und Liebeszeichen aus der Heimat, die bei ihrem schnellen Vorrücken oft lange Zeit brauchen, bis sie an die Front gelangen. Aber selbst diesem Mangel suchen sie abzuhelfen. Der in eine Anschlagssäule umgewandelte riesige Kiefernstamm im polnischen Urwald ist mit Zeitungen und Bildern aus der Heimat besetzt.

Die neue große Krankenheiseranlage in Chemnitz i. S., welche mit einem zehnmilliardenwert das größte soziale Werk der Stadt Chemnitz darstellt und deren Fertigstellung bevorsteht. Unser Bild zeigt den fertigen Teil der aus achtzehn Gebäuden bestehenden Anlage.



Die neue große Krankenheiseranlage in Chemnitz i. S. (Mit Text.)

unsere Kinder nach und nach zweitausend Franken gespart. Die kann ich dir borgen.“ — „Wie hast du die denn gespart?“ fragte Offenbach erstaunt. „Nun, vom Haushaltsgeld.“ Mit vielen Dankesworten reiste Offenbach ab, aber — das Haushaltsgeld setzte er von dieser Zeit an wesentlich herab. W.

Gemeinnütziges

Bacholderbäume dürfen niemals in der Nähe von Birnbäumen gepflanzt werden, da auf ihnen eine gefährliche Pilzkrankheit, der Gitterrost, im ersten Stadium schmarotzt. Erst von den Bacholderpflanzen geht er auf die Birnbäume über.

Bei der Herbstpflanzung werden die Setzlinge etwas tiefer in den Boden gebracht als bei der Frühjahrspflanzung. Der Boden fest sich noch und der Frost hebt die Pflanzen. Nur im Frühjahr setzt man die Setzlinge bis an den Wurzelhals in den Boden.

Kürbisse, Leberblümchen, Stiefmütterchen, Veilchen und Bergmännchen können jetzt aus dem Garten in Töpfe eingepflanzt, im kalten Raume aufbewahrt und vom Januar ab an ein sonniges Fenster in einem mäßig warmen Zimmer aufgestellt werden. Sie werden alsdann bald ihre Blüten entwickeln.

Das Winterfutter der Hühner besteht am Abend vor dem Schlafengehen aus Körnerfutter bis zum Sattwerden. Es empfiehlt sich, ab und zu einige Sonnenblumenkerne, Hanfskörner und Bacholderbeeren mit zu verabreichen.

Schwarzwurzeln sind am wertvollsten, wenn sie recht lange ungedüngt in der Erde bleiben. Man schneide das Kraut kurz zurück und dede das Beet mit Reisig ab, so daß man auch bei Schnee und Frost ernten kann.

Die intensive rote Farbe der roten Rüben geht leicht durch Beschädigung der Knollen verloren. Um das Bluten zu verhindern, ist vorsichtiges Ausgraben nötig.

Land für Sommergerste muß schon im Spätherbst gepflügt werden und den Winter hindurch in rauher Furche liegen bleiben. Kartoffeln, Zuckerrüben, Mais und Klee sind gute Vorfrüchte. Gerste nach Halmfrüchten anzubauen, ist nicht empfehlenswert, nach sich selbst gedeiht Gerste schlecht.

Zum Fensterputzen darf man niemals Sodawasser oder Lauge benutzen. Das Glas wird hierdurch blind und bekommt ein schlechtes Aussehen.

Verwandlungsrätsel.

Linie, Delta, Trace, Enzo, Koran, Geste, Selma, Eisen.

Durch Änderung eines Buchstabens und Umstellen der übrigen Laute bilde man aus jedem der obigen Wörter den Namen einer Stadt, so daß die mittlichen Buchstaben der Städtenamen eine Kreislingskette bilden. Die Städte liegen der Reihe nach in folgenden Ländern: Deutsch-Ostafrika, Preußen, Afghanistan, Tirol, Ägypten, Ungarn, Schweiz und Italien. W. Spangenberg.

Vorträtsel.

Es er darin: dem Reiter ich als Reische diene; Es es darin, ist's gleichbedeutend mit der Biene. W. Spangenberg.

Problem Nr. 142.

Von Vincenz Schiffer 1. 2. und 3. Preis gestellt. (3. Turnier Altonabladet 1901.)



Schachlösungen:

Nr. 140. 1) Tg7, Dg7; 2) Dg7; 1) .. Lg4, 2) Del7; 1) .. Dh2, 2) Dh2; Nr. 141. 1) Tel, Ld3, 2) Td4, Ld1, 3) Kd2; 1) .. Ld3, 2) Te4, Ld1, 3) Te2!

Richtige Lösungen:

Nr. 128 u. 129. Son B. Dinge in Groß-Hottel. — Nr. 129. F. Dankst: di in Plantencie. — Nr. 130. Rudstetter O. Jentarat, 3. B. Mel-Los in Gottha. — G. Dinderer in H. Geddingen. — Nr. 131. Fr. J. Schaal in Brann. — Nr. 132. bto. Nr. 136. Son H. Effi. G. Baumann im Feld. — Nr. 137. Son A. Blum, F. Sinn in Zwingenberg i. D.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätsel: Stid. — Bilderrätsel: Bänder Eifer schadet nur. — Sononym: Steuer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

— „Denk dir, Spund, gestern hab' ich bereits mein erstes Geld verdient!“ — „Ach, hast du Privatstunden gegeben?“ — „Nein, aber ich habe alle die leeren Weinflaschen verkauft.“

Ein Entdeckungswütiger. Der eifrige Astronom Messier war so gierig auf die Entdeckung neuer Kometen, daß ihn Ludwig XV. den Beinamen gab: l'uret de cometes (Kometen-Jütis). Einst hatte Messier lange Zeit auf einen Kometen gelauert, als ihn die Erkrankung und der darauffolgende Tod seiner Frau von seinem Observatorium mehrere Wochen fernhielt, und Montaigne von Limoges ihm in der Zeit die Entdeckung des Kometen wegnahmte. Messier war darüber außer sich, und als ihn ein Freund über den Tod seiner Frau zu trösten kam, rief er bitterlich weinend aus: „Ich hatte ihrer zwölf entdeckt! Montaigne entriß mir den dreizehnten. Nach zwölf Frauen bekommt man wohl eine dreizehnte; aber wo soll ich einen dreizehnten Kometen hernehmen?“

Die sparame Frau Offenbach. Meister Offenbach ist durch die Erfolge seiner Operetten ein reicher Mann geworden. So lebenswürdig Offenbach als Theaterdirektor zu seinen Kollegen war, ebenso streng hielt er darauf, daß ihn keiner von ihnen daheim aufsuchen durfte. Hier wollte er ungehört nur seiner Familie leben. Offenbach hatte vier reizende Kinder, lauter Mädchen, und lebte mit seiner Frau in glücklichster Ehe. Sie war die Schwester des Deputierten Robert Mitchell und dem Komponisten stets eine treue Stütze in guten wie in bösen Tagen. Besonders als Offenbach sich nicht mit Glücksgütern begnügen war, sparte sie jede unnötige Ausgabe und versuchte nach und nach eine Aussteuersumme zu ersparen, die einst ihre Mädchen bekommen sollten. Eines Tages mußte Offenbach nach Köln reisen und jammerte seiner Frau vor, daß ihm hierzu das Reisegeld fehle. — „Da kann ich Rat schaffen“, jagte lachend Frau Offenbach. „Ich habe für